# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 90. Bromberg, den 10. Mai 1927.


# Grit und die Drei.

## Roman von Curt Seibert.



1. Fortsetzung. 

### Grit.

Sie selbst kam sich durchaus nicht so wichtig vor, die hübsche, kleine Grit Hejermanns, seit sie vor einigen Wochen die Stellung als Gesellschafterin bei Herrn Guido von Eggebrecht angenommen hatte. Denn man mußte doch etwas zu tun haben, wenn man nicht verhungern wollte, und Grit besaß nichts als ein paar gesellschaftliche Talente und eine allerdings bezaubernde Gestalt, auf der ein Köpfchen saß, das manchem Mann den seinen verdrehen konnte.

Aber, was half das, wenn der eine, den man haben wollte, sie schnöde hinterging? Da gab's nichts anderes, als sich weiter allein durchs Leben zu schlagen, und Grit verlor so schnell den Mut nicht. Sie hatte sich auf eine Annonce gemeldet und war von Herrn Eggebrecht, der sie selbst aufgesucht hatte, sofort engagiert worden. Anfangs war sie etwas erstaunt gewesen, als sie auf einen Hof kam, dem die Herrin fehlte, doch sie hatte sich schnell damit abgefunden, da ihre Tätigkeit leicht und angenehm war.

Sie sorgte für Blumen auf dem Tisch und in den Zimmern, las ihm die Zeitung vor, da er etwas kurzsichtig war und die Augen nicht gern anstrengte, erledigte seine Post, ging mit ihm spazieren und hatte im übrigen viel freie Zeit.

Zuerst gefiel es ihr ausgezeichnet, die Gegend war hübsch, das Gut groß und in bester Verfassung, die Menschen, mit denen sie zu tun hatte, angenehm und freundlich, das Personal, der Inspektor Ehrngruber, ein etwas temperamentvoller aber sicher ehrlicher und zweifellos tüchtiger Mann in seinem Fach.

Der alte Herr von Eggebrecht war eigentlich am liebenswürdigsten zu ihr, obwohl sie nicht ungern gesehen hätte, wenn er nicht ganz so liebenswürdig gewesen wäre. So zeigte er ein Interesse für ihre Person, ihre Lebensweise und ihre kleinen Liebhabereien, die man sich von einem jungen Mann, der ein wenig flirten will, gern gefallen ließ, aber schließlich war sie doch seine Angestellte, und das eben war es, was sie nie zu fühlen bekam und was Herr von Eggebrecht unter keinen Umständen wahr haben wollte.

So hatte er es sich seit ein paar Tagen zur Gewohnheit gemacht, morgens in der Frühe ins Treibhaus zu gehen und dort die schönsten Blumen zu schneiden, die er finden konnte, um sie ihr beim gemeinsamen Frühstück galant zu überreichen.

Natürlich blieb das Interesse, das der Herr des Hauses seiner ungemein hübschen Gesellschafterin so unverhohlen entgegenbrachte, nicht unbemerkt, und das Personal begann allmählich zu flüstern, zu kichern und Bemerkungen zu machen, was Grit derart auf die Nerven ging, daß sie am liebsten wieder abgereist wäre und sich abends so bald als es irgend möglich war, auf ihr Zimmer zurückzog.

Dann las sie meist noch die Morgenzeitung, die aus der Stadt erst am Spätnachmittag eintraf, und fand hier plötzlich eine Notiz, die sie erschrecken ließ. Da wurde von einem ganz merkwürdigen Diebstahl berichtet, bei dem der Prokurist einer Firma um 30000 Mark bestohlen worden war, und zwar unter so seltsamen Umständen, daß sie nicht eher ruhte, als bis sie die ganze Notiz gelesen hatte. Sonst las sie derartige Dinge eigentlich nicht. Und am Schlusse dieser Notiz stand: Wie wir hören, ist Herr Bert Alcolm auf Grund von Differenzen aus der Firma Makkentin ausgeschieden.

Grit senkte das Blatt, sie konnte nicht weiterlesen. Dann nahm sie rasch eine Schere und schnitt die Notiz aus, verbrannte sie an einem Streichholz und zerdrückte die Asche in der Hand. Berti war bestohlen worden oder hatte selbst ...? Aber nein, das war unmöglich, dessen war er gar nicht fähig. Aber wie häßlich die Menschen gleich waren, wie versteckt zwischen den Zeilen angedeutet wurde, man rechne mit der Möglichkeit, daß er der Dieb sein könnte ...

Sie entkleidete sich langsam und betrachtete sich im Spiegel. Welche ein Tor war er gewesen, sie aufzugeben um einer anderen willen! Aber was ging das sie noch an? Das waren vergangene und vergessene Dinge.

### Die Rivalin.

In den Räumen des Detektivbureaus „Das wachsame Auge“ war kein großer Andrang, Bert Alcolm wurde sofort vorgelassen.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte ihn ein rundlicher, gar nicht sehr wachsam aussehender Mensch.

„Ich möchte Ihnen einen Auftrag geben. Vielleicht können Sie den Aufenthalt einer Dame ...“

„Aber gewiß, selbstverständlich, wie ist der Name?“

„Margarete ...“

„Nein, bitte Ihr Name?“

Bert nannte Namen und Adresse, die der Herr eifrigst notierte.

„So und nun den Namen der Dame und möglichst genaue Angaben über Geburtsdatum, Ort der Geburt, Eltern, Geschwister und was Sie sonst noch wissen.“

„Ich weiß eigentlich gar nichts,“ sagte Bert betreten und machte ein sehr unglückliches Gesicht.

„Nun, einiges werden Sie uns schon mitteilen können. Wie heißt die Gesuchte?“

„Margarete Hejermanns.“

„Nun, sehen Sie. Margarete ist doch schon etwas. Nicht alle Damen heißen Margarete. Und Hejermanns, ich bitte Sie, wer heißt heutzutage Hejermanns? Das ist ein ganz seltener Name. Wenn es Müller wäre, das wäre bedeutend schwieriger. Neulich war eine Dame hier, Damen haben ja oft sehr merkwürdige Einfälle, die gab uns das Rätsel auf, einen Herrn zu finden, der hieße Paul Müller und hatte während des Krieges an der Westfront gestanden. Mehr wußte sie nicht. Ich bitte Sie, wer hat nicht alles an der Westfront gestanden? Aber dort steht doch jetzt keiner mehr.“

„Was wünschen Sie sonst noch zu wissen?“ fragte Bert, der keine Lust hatte, sich hier stundenlang aufzuhalten.

„Wie alt ist die Dame?“

„Zweiundzwanzig.“

„Sehen Sie, auch ein Anhaltspunkt. Groß, klein, dick, dünn, schlank, blond, braun, hübsch, häßlich?“

„Sie ist mittelgroß, dunkelblond und sehr schön.“

„Sehr schön? Das sagen ja nun viele Herren von Damen, die sie suchen, wir aber müssen es genau wissen“, sagte der rundliche Herr und lächelte.

„Fräulein Hejermanns ist wirklich sehr schön“, erwiderte Bert.

Der rundliche Herr notierte alles aufs genaueste auf einen großen dicken Karton, fragte noch nach der letzten Wohnung der Dame in der Stadt und wann sie fortgegangen sei. Ob er schon auf der Polizei nachgeforscht habe?

„Sie ist abgemeldet „auf Reisen", ich habe nachgesehen", sagte Alcolm und machte ein so betrübtes Gesicht, daß ihn der andere beruhigen zu müssen glaubte.

„Haben Sie keine Sorge, mein Herr, in wenigen Tagen werden wir Ihnen den Aufenthaltsort der Dame mitteilen können, wir haben schon schwierigere Fälle erledigt, einmal war eine Dame hier, die suchte einen Paul Müller, der mal an der Westfront . . ."

„Auf Wiedersehen", rief Bert und verschwand schleunigst durch die Eingangstür.

*

Draußen wartete eine Dame auf ihn, es war dieselbe, die vor einigen Tagen Dr. Orion in dem Alten Museum getroffen hatte und die später mit Alcolm auf der Freitreppe erschienen war.

„Sie sind lange geblieben", sagte sie schmollend, „was gab es denn so Wichtiges zu erledigen?"

Aber er gab keine Antwort und rief eine Droschke.

„Wohin fahren wir?"

„Nirgendshin", rief sie, „wir fahren ein wenig durch den Wald und trinken draußen im Heideschlößchen Kaffee. Ist's Ihnen recht? Kutscher fahren Sie ins Heideschlößchen, aber nicht gar so rasch", fügte sie lachend hinzu.

Sie fuhren, und Alcolm verlor allmählich seine schlechte Laune, die seit einigen Tagen bei ihm anhielt. Dieses junge Mädchen, von dem er nur den Vornamen wußte, besaß eine Art, mit ihm umzugehen, die ihn oft ärgerte, aber noch öfter erheiterte, war von einer Unbekümmertheit, die ihm ganz unerklärlich schien bei einem Menschen von, na, wie alt war sie wohl? Er schätzte sechsundzwanzig . . .

„Wissen Sie noch, wie wir uns kennenlernten?" fragte sie lachend und schmiegte sich etwas an ihn, was er bei der Fahrt durch die belebten Straßen auf den Tod nicht leiden konnte.

Ja, er wußte noch, wie sie sich zum erstenmal getroffen hatten, an einem Bahnhof der Stadtbahn war es gewesen, wo er eine Karte lösen wollte, keinen Zehnmarkschein wechseln mochte und nun nach dem nötigen Kleingeld suchte. Aber er fand es nicht, es fehlten zehn Pfennige, und während er noch in allen Taschen kramte, kam eine Dame rasch an den Schalter, verlangte eine Karte zweiter Klasse irgendwohin, er wußte nur noch, daß es dieselbe Station war, wohin er wollte, bezahlte und ging . . . nicht, sondern sah ihn an, wie er suchte und den letzten Groschen nicht fand, lachte und bot ihm das fehlende Geldstück schließlich an. Er nahm es beglückt, versprach beim Aussteigen zu wechseln, sie bekamen mit Mühe noch ihren Zug und fuhren zusammen.

Er war froh, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem er ein paar Worte sprechen konnte, die sich nicht um die leidige Affäre Makkentin drehten, und so waren sie eigentlich zusammengeblieben, ohne daß vielleicht beide im Anfang diese Absicht gehabt haben mochten.

„Sie wissen noch gar nicht, wie ich heiße," sagte sie, als sie in den Wald einbogen und der Wagen im tiefen Sande lautlos dahinglitt.

„Sie heißen Rita . . ."

„Und Sie meinen, das genügt?"

„Vielleicht", lächelte er und wußte nicht, wie bald er ihren Namen erfahren mußte.

Der Nachmittag verlief harmonisch, doch ohne jede Zärtlichkeit, da Rita zu bewußt das Tempo forcieren wollte und dadurch auf einen unüberwindlichen Widerstand bei ihrem Partner stieß, den sie nicht recht zu begreifen und deshalb auch nicht so rasch zu brechen vermochte. Bert Alcolm aber kämpfte einen Kampf mit sich selbst und zum Teil auch gegen diese Frau, die ihn reizte und umstrickte und der er sich langsam verfallen fühlte, gegen deren Herrschaft er sich sträubte, während er schon einsah, daß er die Schlacht verlieren werde.

Zuerst war sie ihm eine Ablenkung gewesen, Betäubung seiner Gedanken, als ihn Grit verlassen hatte, ohne daß er wußte, warum, und als ihm das Unglück mit dem Diebstahl passierte. Rita hatte das Glück gehabt, gerade in diesem Augenblick auf der Bildfläche zu erscheinen, und sie hatte das natürlich bald gemerkt und ihr Benehmen danach eingestellt.

Rita aber war nicht nur eine sehr hübsche Person, der die Männer auf der Straße nachblickten, sie war auch eine kluge Frau, und als sie fühlte, daß ihn ein Erlebnis bedrückte, das unbedingt mit einer anderen Frau zusammenhängen mußte, begann sie vorsichtig das Gespräch darauf zu bringen. Und sie hatte recht, Bert wartete nur auf diesen Moment, um endlich einem Menschen mal sein übervolles Herz ausschütten zu können. Und noch etwas: er wollte von dieser Frau, ehe er sich ihr näherte, bestätigt haben, daß sein Benehmen korrekt sei, daß er ein Recht dazu habe, sich ihr zu nähern.

„Kommen Sie, wir gehen durch diesen Hohlweg", sagte Rita, „dort drüben ist das Waldschlößchen."

Er zahlte die Droschke, und sie gingen langsam durch den sommerlich funkelnden Wald, durch dessen Baumstämme und Äste, Blätter und Zweige die strahlende Sonne lachte und glitzerte.

Im Waldschlößchen nahmen sie einen Tisch ganz unten am See, wo an einem Steg kleine Motorboote anlegten, und bestellten Kaffee, der in kleinen hübschen Porzellankännchen serviert wurde. Rita goß ihm ein, fragte, ob er Sahne oder Zucker oder beides nehme, schob ihm den ganzen Kuchenteller zu mit der Betonung, daß sie zu dick werde und täglich nur 1200 Kalorien zu sich nehmen dürfe. Die aber seien bald erschöpft, und sie habe noch das Abendessen vor sich.

Bert wunderte sich, wie geschickt sie die Hausfrau spielte und dachte, eigentlich liegt ihr das sicher nicht, sie tut es nur, weil sie weiß, daß es mir Freude macht. Dann tranken sie, und er aß etwas, und sie schauten über den See und sprachen lange kein Wort. Endlich sagte Rita ganz nebenbei:

„Sie haben neulich Ärger gehabt, ich las davon. Aber kein vernünftiger Mensch wird Sie deshalb scheel ansehen. Warum sind Sie so traurig und so wenig erhaben über derlei Dinge?"

„Ach, wenn es nur das wäre", erwiderte er, und sie hatte ihn bereits halb auf dem Wege, auf dem sie ihn haben wollte.

Sie nahmen ein Ruderboot und ruderten ein wenig über den kleinen See, der ganz von Tannen und Trauerweiden umsponnen war. In einer Bucht, in der die Weiden von allen Seiten ihre langen Arme ins Wasser streckten, hielten sie, Rita lag im Bug des Kahnes hingestreckt und sah ihn an wie jemand, der auf etwas wartet. Er hatte die Ruder ins Wasser gleiten lassen und wartete, wie jemand, der aufgezogen werden muß, um erst reden zu können.

„Wollten Sie mir nicht von Ihrem Kummer berichten? Vielleicht kann ich Ihnen helfen?"

„Nein, helfen können Sie nicht, aber Sie sollen mir sagen, ob ich richtig gehandelt habe."

„Gern. Und nun schießen sie los."

Bert schwieg.

„Wie hieß die Frau?"

„Sie hieß Grit", sagte er langsam.

„Wo lernten Sie sich kennen?"

„Im Theater. Ich glaube, daß man „Die Wölfe" von Romain Rolland, jenes seltsame Stück, in dem keine Frau vorkommt. Wir sprachen später darüber, richtig, ja, das war sogar unser erster Gesprächsstoff. Ich verliebte mich gleich in sie, mein Gott, wer mußte sich nicht in diese reizende Frau verlieben? Alle taten es, viel zu viele. Aber ich liebte sie am meisten."

„Wissen Sie das so bestimmt?"

„Ja, das weiß ich, wie ich, konnte sie niemand lieben, und sie glaubte mir auch, das war das Schönste an ihr. Sie glaubte mir vom ersten Tage an, und ich glaubte ihr auch. Deshalb ist es mir auch so unverständlich, weshalb sie später . . ."

„Aber erzählen Sie doch der Reihe nach", rief Rita.

„Der Reihe nach? Ja . . . Erst waren wir drei Monate zusammen, Tag für Tag. Sobald der Dienst mich freigab, widmete ich ihr jede Stunde, sie erwartete mich dann am Nachmittag in der Nähe meines Büros in einem Café wo wir stets einige Minuten zusammen saßen, dann bummelten wir durch die Stadt, gingen abends ins Theater oder in einen guten Film oder in die Oper. Wir standen vor Schaufenstern und machten in Gedanken Einkäufe für die Zukunft, gründeten uns ein Heim — in Gedanken natürlich . . ."

„Weshalb in Gedanken? Weshalb heirateten Sie nicht?"

„Das verstehen Sie nicht. Natürlich wollten wir heiraten. Aber das geht doch nicht so schnell. Man hat keine Wohnung oder muß einen hohen Baukostenzuschuß bezahlen, wenn man nicht möbliert wohnen will."

„Bei Ihrem Einkommen ließe sich das aber doch überwinden", warf Rita dazwischen.

„Selbstredend, und wir hatten uns ja auch bereits mit einem Bauherrn in Verbindung gesetzt, der uns eine Vierzimmerwohnung überlassen wollte, aber wie gesagt, das geht alles nicht so rasch, und dann, wir waren ja erst drei Monate zusammen und noch nicht einmal öffentlich verlobt. Sie verlangte eine Probezeit . . ."

„Ach, und die haben Sie nicht bestanden?" lachte sie.

„Grit verlangte die Probezeit auch für sich", wich Bert dieser Frage aus, „jedenfalls hatte sie keinen Grund . . . Doch, ich will alles der Reihe nach aufzählen. Ich besaß damals einen Zweisitzer, den ich verkaufte, weil er mir Unglück brachte, einen hübschen, hellblauen Wagen, mit dem man kleinere Touren ganz bequem machen konnte. Übers Wochenende machten wir oft Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, kochten mittags im Walde irgendwo und aßen abends in Dorfwirtshäusern. Es war wundervoll und sicher unsere schönste Zeit. Und nur mein verfluchtes Pech mußte mir diesen Streich spielen."

„Sie nennen es Pech, andere nennen's vielleicht anders?"

„Nein, nein, ich sage die Wahrheit, urteilen Sie selbst. Eines Morgens schneite ein Brief herein von einer entfernten Kusine, die ich weder persönlich kannte noch schätzte. Sie schrieb, sie sei im Hotel „Schwarzer Adler" abgestiegen, habe im Adreßbuch meine Adresse ausfindig gemacht und bitte mich, ihr doch die Stadt zu zeigen und mich ihr einige Stunden zu widmen, da sie am anderen Morgen weiterreisen müsse. Sie habe so viel von meinen unterhaltsamen Talenten gehört, daß sie gespannt sei, mich kennenzulernen. Sie selbst sei häßlich wie die Nacht, aber jung und lustig, und so würde ich vielleicht doch auch einigermaßen auf meine Kosten kommen. Das war so ungefähr der Inhalt . . ."

„Sie gingen also mit dem Brief zu Ihrer Braut?" fragte Rita, die wußte, daß sie das Gegenteil zu hören bekam.

„Das tat ich eben leider nicht, sondern dachte, Grit sehe ich alle Tage, sie wird nicht böse sein, wenn ich einmal einen Tag mich ihr nicht widmen kann. Außerdem ist nichts Böses dabei, und eine gewisse verwandtschaftliche Verpflichtung, mich dieser Kusine anzunehmen . . ."

„Selbstverständlich", pflichtete Rita bei.

„Und um allem Ärger aus dem Wege zu gehen und da ich Grit telephonisch nicht mehr erreichen konnte, schickte ich ihr einen Rohrpostbrief, in welchem ich ihr mitteilte, daß ich eine wichtige Konferenz am Nachmittag hätte und diese mich abhalte, sie zu sehen, daß sie sich also bis zum anderen Tage trösten müsse."

„Und dann hat sie Sie mit der Kusine gesehen?"

„Das weiß ich nicht, kann ich mir auch gar nicht denken."

„Ja, wie denn? Hat sie Ihnen nichts darüber gesagt?"

„Wir haben uns nicht mehr wiedergesehen. Ich nehme an, daß ihr irgend jemand etwas hinterbracht hat."

„Dann hat sie Ihnen geschrieben?"

„Auch das nicht, aber hören Sie doch zu. Ich holte die Kusine im Hotel ab."

„War sie hübsch?"

„Sie war wirklich recht häßlich, ich habe selten ein junges Mädchen gesehen, das so wenig hübsch gewesen wäre, aber sie hatte eine ausgezeichnete Figur und einen Charme, der ihre Häßlichkeit zuweilen vergessen ließ. Sie war ein sehr lustiges Mädel und freute sich, einen so großen Vetter zu haben. Wir fuhren ein wenig durch die Stadt, ich zeigte ihr, was man Fremden bei solchen Gelegenheiten eben zu zeigen pflegt, den Dom, einige Denkmäler, Galerien. Nachmittags fuhr ich sie in meinem Wagen ein wenig durch die Gegend, kurzum wir benahmen uns so harmlos wie nur möglich. Ich lud sie zum Abendessen ein, was sie akzeptierte, wir speisten bei Peltzer und gegen 12 Uhr in der Nacht brachte ich sie in ihr Hotel, verabschiedete mich und habe sie seit diesem Tage nicht wiedergesehen. Sie schrieb mir noch einmal aus Norwegen eine Karte, das war alles."

„Und Ihre Braut?"

„Ich nahm als ganz selbstverständlich an, daß sie am kommenden Nachmittag wieder in dem kleinen Kaffee warten würde, aber sie war nicht da, kam auch nicht, obwohl ich wohl eine Stunde wartete. Dann ging ich zum ersten Mal in ihre Wohnung, aber die Dame, bei der sie ein Zimmer gemietet hatte, sagte mir, sie sei am Morgen dieses Tages ganz überraschend und ohne zu sagen wohin, abgereist. Auf der Polizei erkundigte ich mich, doch da war sie nur als „auf Reisen" abgemeldet. Mir fehlt seitdem jede Spur."

„Das war nicht sehr schön von ihr", sagte Rita, „aber wollen wir nicht zurückrudern? Es wird sonst zu spät."

„Sie haben recht."

Er griff die Ruder wieder auf und fuhr sie zurück zur Landungsstelle, wo sie einen Wagen nahmen und sich zur Stadt bringen ließen. Unterwegs griff Bert ihren letzten Satz auf.

„Sie sagten vorhin, es sei nicht hübsch von meiner Braut gewesen, mich so im Stich zu lassen. Ich bin natürlich derselben Ansicht, wäre aber dankbar, wenn ich Ihre Meinung hören könnte."

Rita tat, als sei sie sehr erstaunt.

„Ich verstehe Sie nicht, was soll ich da viel erklären? Die Dame liebte Sie, sagen Sie. Und sie vertraute Ihnen. Sie belogen sie zwar in Ihrem Brief, denn sie hatten keine Konferenz, sondern Besuch. Aber das ist schließlich kein Verbrechen. Zweifellos hat man Sie mit Ihrer Kusine gesehen, aber doch sicher nie in einer Situation, aus der sich irgendwelche Schlüsse ziehen ließen."

Und da Bert nur zustimmend nickte . . .

„Also! Was will sie eigentlich? Wie kommt sie dazu, gleich das Schlimmste zu denken? Hatte sie nicht die Pflicht, Sie zu fragen und Ihnen mindestens Gelegenheit zur Verteidigung zu geben? Die gewährt man doch jedem armen Sünder. Ich jedenfalls würde es tun."

„Ich danke Ihnen", sagte Bert, und während er sich über ihre Hand beugte, die er zum Abschied mit den Lippen berührte, lächelte Rita siegesgewiß.

Sie hatte die andere aus dem Felde geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

# Meine Korrespondenz mit George Washington.

Von Willy Mengers.

„Ist es wahr", so lautete eine Stelle in einem Briefe, den ich vor einiger Zeit an George Washington richtete, „daß Sie, wie vielfach behauptet wird, gegen Amerika gekämpft haben?"

„Es ist eine grobe Unwahrheit", antwortete George Washington mir in tadellosem Deutsch; „eine Unwahrheit, über die ich mich ärgere, so oft sie mir zu Gesicht kommt. Tun Sie mir doch den einzigen Gefallen und treten Sie dieser Lüge möglichst kräftig entgegen."

Ein Aprilscherz? Keineswegs. Nackte Tatsache.

*

George Washington wurde (1732) in der damaligen englischen Kolonie Virginia geboren. Er führte seinen Stammbaum auf einen Lord Torfin of Ravensworth zurück, der im elften Jahrhundert in der englischen Grafschaft Richmondshire lebte. Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts lebte dort ein Robert Washington, Lord of Milleburne, ein direkter Abkömmling Torfins, dessen zwei jüngere Söhne, Robert und John, nach uraltem englischen Recht, nicht zur Führung des Adelstitels berechtigt waren, vielmehr den einfachen bürgerlichen Namen „Washington" führten. Die Söhne Roberts wanderten nach Amerika aus; einer seiner Urenkel war der große George Washington, der „der Vater seines Vaterlandes" werden sollte.

Roberts Bruder John und seine Nachkommen blieben zunächst in England. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verließ ein James Washington seine Heimat und ließ sich in Holland nieder. Er war ein mittelloser Offizier und tat, was viele andere Edelleute in seiner Lage damals taten: er bot seinen Degen diesem und jenem Lande an, das gerade geschulte Offiziere brauchen konnte. Im Jahre 1798 erfuhr er, daß ein Mann des Namens George Washington in Amerika zu großem Ruhm gelangt und der erste Präsident der Vereinigten Staaten geworden sei. Er zögerte nicht, dem Stammbaum dieses George nachzuforschen, und als er festgestellt hatte, daß der Amerikaner und er selbst gleicher Abstammung, also Verwandte seien, schrieb er ihm, gab sich als Verwandten zu erkennen und fragte bei George an, ob er ihn nicht in der amerikanischen Armee unterbringen könne. George Washington antwortete überaus höflich (ein Faksimile dieser Antwort in den regelmäßigen, klaren Schriftzügen des Präsidenten liegt vor mir) am 20. Januar 1799, also einige Monate vor seinem Tode. Sein Schreiben beginnt mit der Anerkennung der Verwandtschaft, das Gesuch des Vetters wird jedoch mit eingehender Begründung abgelehnt. Die Ernennung eines Ausländers (die Engländer waren eben schon Ausländer!), der noch dazu nicht von der Pike auf im amerikanischen Heere gedient, würde — so sagt George Washington unter anderem — in seinem Heere böses Blut machen.

Das Original dieses Schreibens befindet sich heute im Besitz . . . George Washingtons. Sie glauben, ich schreibe im Fieber? Mit nichten. Desselben George Washington, mit dem ich korrespondiert habe. Warten Sie nur ein Weilchen.

*

Dieser James Washington, der sich vergeblich um ein amerikanisches Offizierspatent beworben hatte, war der Vater eines Sohnes, Jacob, der damals 11 Jahre alt war. Als junger Mann folgte dieser der Laufbahn seines Vaters — auch er verkaufte sein Schwert dem Staate, der darauf reflektierte. Dieser Staat war — Bayern. Er machte unter König Ludwig I. eine brillante Karriere; wurde Generalleutnant und Flügeladjutant des Königs, später Hofmarschall. Im Jahre 1815 unterzeichnete er in Brüssel als bayrischer Bevollmächtigter den englisch-bayrischen Subsidienvertrag; der englische Bevollmächtigte war der Feldmarschall Herzog von Wellington. Der Vertrag bildete eine nicht unwichtige Episode in dem Kampfe gegen Napoleon, und die Feder, mit der das Brüssler Abkommen unterzeichnet wurde, wird heute noch als Reliquie aufbewahrt. Von . . . George Washington. Jawohl. —

Kurz darauf erhob der Bayernkönig den Hofmarschall General Jacob Washington in den Freiherrnstand. Baron Washington wurde Schloßherr in [illegible] in Oberbayern.

Er heiratete zweimal: die verwitwete Freifrau von Hüttenbach und nach deren Tode eine Freiin Segesser. In erster Ehe wurde ihm ein Sohn Maximilian geboren, der die Herzogin Friederike von Oldenburg heiratete, deren Nachkommen mit der jetzigen Königin Mary von England als einer geborenen Prinzessin von Teck verwandt sind. Denn Friederikens Großvater war Friedrich Eugen, Herzog von Württemberg und sie selbst war eine Kusine der Herzogin von Teck. Eine Schwester Friederikens war mit dem Bayernkönige Otto, dem nachmaligen König von Griechenland, verheiratet.

Die Heirat Maximilians mit der Herzogin von Oldenburg war, was man einen Liebesroman zu nennen pflegt. Er war Offizier am Münchener Hofe, als der Großherzog von Oldenburg einen Erzieher für seinen Sohn suchte. Maximilian nahm die Stelle an und reiste nach Oldenburg. Das erste, was er dort tat, war, daß er sich in die Schwester des Großherzogs verliebte. Er fand Gegenliebe; da er aber nur ein Baron war, setzten sich der Verbindung erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Aber schließlich — wie heißt es doch auf der Kinoleinwand? — triumphierte die allgewaltige Liebe. Er „führte die Braut heim“.

Maximilian Freiherr von Washington hatte einen Sohn: Peter Elimar Otto Karl George (ich bitte, das englische e am Ende des Vornamens zu beachten!) Washington. Von allen diesen Vornamen führt dieser Sohn nur den letzten George (mit dem e am Schluß). Er lebt noch heute. Ist einundsiebzig Jahre alt. Lebt auf seinem prunklosen Schloß Pöls in Steiermark, also in Österreich. Ist k. k. Rittmeister a. D., Ehrenritter des Johanniterordens. Er hieß bis zur Ausrufung der Republik in Österreich Freiherr George von Washington, seit der Abschaffung des Adels nennt er sich einfach George Washington.

Das ist George Washington, mit dem ich den eingangs erwähnten Briefwechsel geführt habe. In dessen Besitz sich der Brief des großen George an James und die Brüsseler Vertragsfeder befinden.

*

George Washington lebt keineswegs in glänzenden Verhältnissen. Die Inflation hat ihn arm gemacht, und an den Resten seines Vermögens nagen die sich mehrenden Steuerforderungen der österreichischen Regierung. Im Philadelphia „Public Ledger“ war 1924 zu lesen, daß er sich damals mit der Absicht getragen habe, sein Schloß Pöls zu verkaufen. Ob er es getan hat, weiß ich nicht. Ich mochte ihn nicht geradewegs danach fragen. Ich habe gehört, daß ein Zimmer auf Schloß Pöls ganz mit Reliquien, die sich auf den großen George beziehen, angefüllt sei. Die Wände sind mit Stahlstichen, Gemälden, Dokumenten bedeckt, die von dem berühmten Amerikaner erzählen.

In dem erwähnten amerikanischen Blatte war auch gesagt worden, der österreichische Washington habe im Weltkriege gegen Amerika gekämpft. Er wird wilde, wenn man ihm dies nachsagt. „Ich bin zum österreichischen Armee-Offizier erzogen worden“, schrieb er, „und war Rittmeister im 11. Husarenregiment, bin aber längst pensioniert. Vor und nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg bin ich wiederholt aufgefordert worden, mich reaktivieren zu lassen, habe aber immer abgelehnt. Da war nichts zu machen, denn im Jahre 1914 war ich 58 Jahre alt, also über die Altersgrenze hinaus. Während des Krieges habe ich mich hier auf meinem Schloß aufgehalten.“ George Washington ist theoretisch, staatsrechtlich, ein Feind, in Wirklichkeit ein warmer Freund der Vereinigten Staaten gewesen und ist es noch heute. Aber daß ein George Washington, wenn auch nur theoretisch, ein Feind des Landes des andern George Washington werden konnte, ist einer von den vielen Scherzen der Weltgeschichte, die bekanntlich nicht immer gute Scherze sind.

---

## Mutter.

Du lächelst noch, wenn alle klagen,
Wenn Stürme tosen, rauh und wild.
Das Schwerste mußt du immer tragen
Und bist doch immer gut und mild.

Wenn uns die Kräfte ganz versiegen,
Und unser Blick wird trüb' und bang,
Dann wehrt dein Herz dem Unterliegen
Und spornt uns an zu neuem Gang.

So wirkst du rastlos durch das Leben
Und bist ein Licht bei Tag und Nacht.
Das Letzte willst du freudig geben,
Wenn es dein Kind nur glücklich macht.

Franz Cingia.

---

## Franz Joseph ein Enkel Napoleons?

Eine romanhafte Geschichte erzählt G. Marchetti-Ferrante den Lesern der Turiner „Stampa“. Er hat in Wien drei Bilder gesehen, die, nebeneinandergehalten, ihn außerordentlich frappiert haben: das eine stellt den Herzog von Reichstadt, den Sohn Napoleons I., als achtzehnjährigen Jüngling dar; das andere, das wahrscheinlich im Jahre 1832, dem Todesjahre des unglücklichen Herzogs, gemalt wurde, zeigt den Kaisersohn mit einem Knaben auf den Knien; das dritte würde man auf den ersten Blick gleichfalls für ein Bild des „Aiglon“ halten, wenn man nicht läse, daß es erst sechzehn Jahre nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt gemalt worden ist. Man muß sich vor allem an das zweite Bild halten, wenn man das Geheimnis, in das das ganze Leben des Herzogs von Reichstadt gehüllt war, wenigstens ein wenig lüften will. Die Ähnlichkeit zwischen dem Herzog und dem Knaben, den er auf den Knien schaukelt, ist sprechend, und da das dritte Bild denselben Knaben darstellt, nur daß er hier bereits ein achtzehnjähriger Jüngling ist, ergibt sich klar, daß das Bild des Herzogs von Reichstadt weiter gelebt hat in dem — Erzherzog Franz Joseph, der in dem Jahre, in dem es gemalt wurde (1848), als Kaiser Franz Joseph den österreichischen Thron bestieg.

Und nun die Erklärung: Da der „junge Aar“ in der Politik keine Rolle spielen konnte, suchte er sich in anderer Weise zu betätigen: man weiß, daß er in der Liebe die einzige Freude seines kurzen Lebens fand. Zu denen, die ihn mit ihrer Huld beglückten, soll auch die im Jahre 1802, also neun Jahre vor ihm geborene Erzherzogin Sophie gehört haben. Im Alter von vierundzwanzig Jahren hatte sie den Erzherzog Franz Karl geheiratet. Sechs Jahre war diese Ehe kinderlos geblieben, dann soll die Leidenschaft die Prinzessin in die Arme des Herzogs von Reichstadt geführt haben. Die Erzherzogin schenkte darauf einem Sohne das Leben, eben jenem Knaben, den wir gemalt auf den Knien des Herzogs von Reichstadt sehen, und der ihm so gleicht, daß gar kein Zweifel besteht, für Herrn Marchetti-Ferrante wenigstens nicht: dieselben Augen, dieselben Haare, derselbe Gesichtsausdruck. Die Ähnlichkeit wird, wie gesagt, noch auffallender in dem Bildnis des in einen eleganten achtzehnjährigen Offizier verwandelten Knaben. Wer das dritte Bild sieht und, ohne daß er den Zusammenhang kennt, gefragt wird, wen es wohl vorstelle, der wird ohne weiteres antworten: „Das ist der Herzog von Reichstadt.“ Das ist das, was G. Marchetti-Ferrante in Wien festgestellt hat, und was im übrigen vor ihm schon andere behauptet hatten, ohne daß es darum glaubwürdiger geworden wäre . . .

## Bunte Chronik

* **Die älteste Frau der Welt.** In Angora hat man nunmehr die unwiderruflich älteste Frau der Welt entdeckt. Sie heißt Fatme Hanum und steht angeblich im 160. Lebensjahr. Man hat ihre Aussagen amtlich nachgeprüft und für richtig befunden. Sie stammt aus der einst türkischen, gegenwärtig bulgarischen Stadt Tirnowo. Sie war Mutter von insgesamt 10 Kindern und will das letzte im ungewöhnlichen Alter von 90 Jahren (!) bekommen haben. Ihr Mann und ihre Kinder sind längst gestorben. Sie zeigt keine Spuren von geistiger Schwäche und fühlt sich körperlich gesund und munter. Es konnte bisher noch nicht ermittelt werden, ob ihr hohes Alter wie das so vieler bulgarischer Bauern ebenfalls dem fleißigen Genuß von Yoghurt zuzuschreiben ist. Die Welt steht jedenfalls vor einem Rätsel.

*

* **„Alt-Heidelberg“ in — Amerika.** Eine amerikanische Filmgesellschaft hat den löblichen Vorsatz gefaßt, Meyer-Försters Studentenschauspiel „Alt-Heidelberg“ in neuartiger Aufmachung zu verfilmen. Über Nacht sozusagen ist in Laurel Canyon, nördlich von Los Angeles, eine richtige deutsche Kleinstadt aufgebaut worden. Nichts fehlt: weder die alte Heidelberger Schloßruine, noch der Neckar und der historische Wirtshausgarten. Eine Reihe von Deutschamerikanern ist außerdem verpflichtet worden, die Szenenbilder so naturgetreu wie möglich zu gestalten. Ramon Novarro spielt den Prinzen Karl Heinz und Norma Novarro die junge Käthie. Dr. Jüttner wird von einem behäbigen Dänen namens Jean Hersholt verkörpert. Alles stilecht wie „made in Germany“.

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.